

Aus der Geschichte der militärischen Abzeichen [Fortsetzung]

Autor(en): **Petitmermet, Roland**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit
FHD-Zeitung**

Band (Jahr): **33 (1957-1958)**

Heft 14

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-706973>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

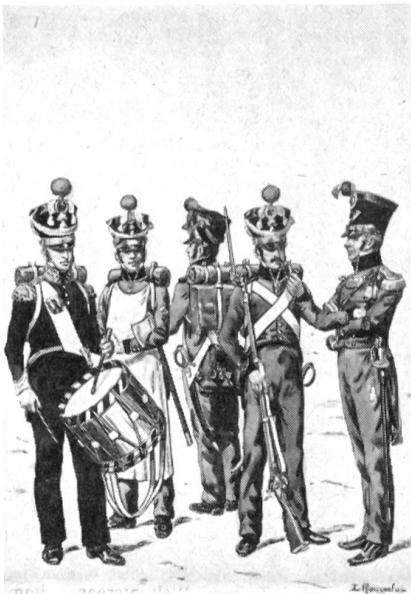
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus der Geschichte der militärischen Abzeichen

Von Roland Petitmermet, Münchenbuchsee

II.

Das änderte sich kurz darauf. Die Freude des Kriegers, sich in mancher Beziehung auszuzeichnen, sich auffällig herauszuputzen, konnte seit der reichen Beute von Grandson und Murten befriedigt werden. Nach kürzester Zeit wurden zum Militärdienst überhaupt keine Zivilkleider mehr getragen. Als Kriegerkleidung fand die Tracht der deutschen Landsknechte mit ihrer Buntfarbigkeit und ihrem abenteuerlichen Aussehen Eingang bei den Schweizern.



Zürich 1818—1837: Grenadier- und Jägerkompanien. 1. Tambour der Grenadierkompanie; 2. Sappeur; 3. Jäger; 4. Grenadier; 5. Offizier der Jäger. (Aus Petitmermet und Rousselot: «Uniformen der Schweizer Kantone». Alle Rechte vorbehalten.)

Zur Zeit des Kaisers Maximilian (1493 bis 1519) wurde die Reiterei vom waffenfrohen Adel gestellt. Es war aber immer mühsamer, die Kriegsknechte, die, mit Speiß und Hellebarde bewaffnet, die große Masse des Fußvolks ausmachen sollten, zusammenzubringen. War es schon fast unmöglich, von der bettelarmen Bevölkerung jener Tage eine Kriegssteuer zu erhalten, so war es noch weit schwieriger, sie zur Stellung von wehrfähiger Mannschaft zu bewegen.

Frankreich wies hier den Ausweg. Gegen klingende Münze warb der französische König eine möglichst große Zahl von militärisch erfahrenen und taktisch geschulten Schweizern an. Fortan schlugen sie für ihn die Schlachten; sie bildeten das Rückgrat seiner Armeen. Reisläufer hießen die aus der Schweiz stammenden Krieger, von «reise» = Kriegszug. Nie haben übrigens die Liederdichter und Maler aus der Zeit des Schwabenkriegs 1499 die Unterschiede zwischen «Schweizern» und Landsknechten übersehen, auch wenn sie uns heute nicht in die Augen fallen.

Dem französischen Beispiel folgten so gleich die gegnerischen Mächte. Den Schweizern verboten aber die kantonalen Obrigkeiten, sich dem Oesterreicher, dem Habsburger, dem Erbfeind, zu verschreiben. Daher war der Kaiser gezwungen, im eigenen Land die Trommel rühren zu lassen, Landsknechte hießen die Geworbenen schon in

einer vom Kaiser 1495 herausgegebenen Verordnung. Dieser Name bedeutete einen im Dienst des Landes stehenden besoldeten Knecht, einen Hüter der bestehenden Ordnung, eine Art Landjäger, Polizist oder Gendarm. Bei der Rekrutierung der Landsknechte erwies sich das Schwabenland, namentlich die Gegend zwischen Bregenz und Feldkirch, als besonders ergiebig. Die Landsknechte kämpften nach der Art der Schweizer im Gwalthaufen. Ueber dem Wald von Klingen und Spitzen flatterten die leuchtenden Farben der Fähnlein.

Schon damals bedeutete die Kleidung einen wichtigen Bestandteil der Werbewirkung. Schmeichelte sie dem Geltungsbedürfnis des jungen Kriegers, war er bereits zu mehr als zur Hälfte gewonnen. Zwar kämpften die schweizerischen Regierungen, wie gegen viele andere unerwünschte Neuerungen, auch gegen diese modische Nachahmung. Die prahlerische Zurschaustellung der übermütigen Kraft galt als nicht statthaft. Es wurde sogar vorgeschrieben, daß die neumodisch herausgeputzten Leute zur Arbeit anhalten oder aus dem Lande verwiesen werden sollten. Diese väterliche Besorgtheit um die Bewahrung der unmündigen Untertanen vor schädlichen Einflüssen aus dem Ausland sollte sich noch oft im Laufe der Jahrhunderte wiederholen und immer als machtlos erweisen.

Um die Jahrhundertwende wurde die Tracht der Landsknechte noch bunter und abenteuerlicher. Die Alltagsfarben der zivilen Kleidung verschwanden ganz aus der Kriegerkleidung. Um das zweifarbige Tuch noch auffälliger zur Geltung zu bringen, wurde das zuerst im Kampf zerhauene und zerrissene Gewand kunstvoll geschlitzt. Bei jeder Bewegung sollte das unterlegte farbige Futtertuch kräftig hervorleuchten. Dem übersteigerten Verlangen junger Leute nach

der Herausforderung der sitzamen Bürgerlichkeit und der überlieferten Anständigkeit entsprachen die ungleich gestreiften und geschnittenen Hosenbeine, die unerwartet oder unvollständig zusammengestückelten Aermel und Wämser. Einfassungsbänder, Knoten mit fliegenden Bändern und Rüschen gehörten zu dieser auffälligen Aufmachung. Doch dienten sie nicht ausschließlich dem Schmuckbedürfnis. Die «Fähnlein» und ihre Unterabteilungen, auch die der Büchenschützen, hatten gewiß ihre militärischen Abzeichen und Unterscheidungszeichen, die damals jedermann auf den ersten Blick erkannte, die aber nirgends aufgeschrieben worden sind. Es läßt sich bloß vermuten, daß farbige Streifen auf den Schultern, Achselwülste, Ueberfälle über dem Aermelansatz dazu dienen mochten, in ihrer gleichen Grundfarbe die größere Abteilung und in kleineren Streifen und Bänderknoten die Unterabteilung anzugeben.

Als Kopfbedeckung der Krieger diente das Barett. Nicht üblich war der wallende Federschmuck, der im allgemeinen die Hauptleute auszeichnete; Federn wurden auch in anderer Weise von den Spielleuten getragen.

Auch aus dieser Zeit gibt es Zeugnisse dafür, daß einzelne Detachements schon früh auf Kosten der Stadt einheitlich gekleidet waren. Mindestens die Spielleute, die immer noch angestellte Musikanten, meist fremder Herkunft waren, wurden in die Farben der Stadt gekleidet. So beschreibt P. de Vallière in seinem prächtigen Buch «Treue und Ehre», Seite 213, die Ankunft der bernischen Armee in dem von den Savoyarden belagerten Genf 1536: «Von den Mauerzinnen zeigten die Wachen eines Tages das Herannahen des bernischen Hilfsheeres den über ihre Erlösung jubelnden Bewohnern an. Mit Ernst und Würde marschierte es zum Tor herein, in geschlossenen Kolonnen, nach alter Schweizerart, schwarz und rot gekleidet, im mitreißenden Takt der Kriegslieder.» (Fortsetzung folgt.)



In der Oeffentlichkeit und auch in den Reihen der Armee taucht in letzter Zeit immer wieder die bange Frage auf: Können wir uns im Atomzeitalter überhaupt noch verteidigen? Diese Fragestellung, die nicht selten auch eine ehrliche, von jedem Wunschenken befreite eigene Gewissensforschung ist, rührt auch an der Zweckmäßigkeit der großen Ausgaben für die militärische Landesverteidigung und an die zu erwartenden großen Summen für den Ausbau des Zivilschutzes. Als Bürger der freien Welt und auch als Christen, die den Krieg verabscheuen und ihn als Mittel territorialer Eroberung und der gewaltsamen Verbreitung von Ideologien als Verbrechen bezeichnen, erfüllen uns die gewaltigen, für die Rüstung aufgewendeten Mittel nicht nur mit Sorge, sondern oft auch mit Grauen. Diese Hemmungen und Bedenken sind dem Gewaltregime in Moskau, das der ganzen Welt seinen «Frieden» aufzwingen möchte, nur zu bekannt, und es scheut sich denn auch nicht, gerade hier mit seiner alle Epistel ziehenden Propaganda einzuhängen, um uns mit versteckten Drohungen die Schrecken des Atomkrieges auszumalen, Aktionen gegen den Atomtod aufzuziehen und die

Verteidigungsmaßnahmen der Kleinstaaten von Anfang an als sinn- und zwecklos darzustellen. Wir sollen bewußt weich und hilflos gemacht werden, um dann um so sicherer der Uebermacht der «stärksten Armee des Friedenslagers» zu erliegen, wie es in den Propagandafilmen dieses Regimes so schön gesagt wird. Dabei ist in den Atomkriegsreglementen der russischen Armee nachzulesen, daß die Atomwaffe «keine kriegsentscheidende Bedeutung» habe und gute Schutzmaßnahmen sowohl für die Bevölkerung wie die Armee bestehen.

Sicher ist, daß wir untergehen und uns nicht mehr schützen können, wenn wir uns selbst aufgeben, uns nicht schützen wollen, zu bequem und zu knausrig sind, uns im Frieden schützen zu lernen. Es ist heute die dringlichste Aufgabe der geistigen Landesverteidigung, in der Armee und in der Bevölkerung gegen den sich breitmachenden Defätismus anzukämpfen und aufzuzeigen, daß wir auch im Atomkrieg bestehen können. Nach wie vor haben wir als Kleinstaat die Chance, vor dem Grauen eines Krieges verschont zu bleiben, wenn wir im Rahmen unserer wirtschaftlichen Möglichkeiten — und dieser Rahmen muß in Interesse von